

Mir fehlen nicht nur die Töne – ich habe Komplexe!

Paradoxe Interventionen im Umgang mit Aphasie

Mit Aphasie müssen sich viele Menschen, die einen Schlaganfall, einen Gehirntumor, ein Aneurysma oder – wie in meinem Fall – ein Schädelhirntrauma hatten, auseinandersetzen. Es geschah durch einen Unfall. Ich fuhr ohne Helm Fahrrad. Wie oft musste ich mir anhören, das kommt davon! Ich kann es nicht mehr ändern und – eine Paradoxie – ich möchte es auch gar nicht. Die Zeit danach hat mir Horizonte eröffnet.



Ohne Helm
Aquarell von M. Grabowski

Was passiert bei einer Aphasie? Die Sprache funktioniert nicht mehr. Wir wollen etwas sagen, etwas ausdrücken – aber wo ist unser Werkzeug? Uns fehlen Wörter, Vorsilben und Endungen, die wir benötigen, um Sätze zu bilden. Auf unser Trommelfell prallen Laute, deren Kombination wir nicht identifizieren und nicht mit Sinn füllen können. Wir wissen, dass es unsere Muttersprache ist, die unseren Gehörgang passiert, unser Gehirn ist aber nicht in der Lage, sie zu filtern. Es fühlt sich an wie eine Fremdsprache, deren Grundkenntnisse wir vor Jahren erlernt hatten.

Alltägliche Anregungen und alltägliche Missgeschicke

Auf meinem Abrisskalender fand ich kürzlich eine Karikatur, auf der ein Mann eine Nudelsuppe isst. Über dem

Bild steht: „Analphabeten haben an einer Buchstabensuppe nur halb so viel Spaß“. Im Stillen ergänzte ich, dass eine Aphasikerin die Suppe, die sie sich selbst eingebrockt hat, auslöffeln muss und, dass sie in der Terrine ihr Lieblingsspielzeug vorfindet. Buchstaben kann man in Laute verwandeln, beides kann man zu Wörtern kombinieren, daraus kann man Sätze basteln, aus denen später Texte entstehen. Es gibt aber einige Stolpersteine. In der hessischen Mundart werden stimmhafte und stimmlose Konsonanten oft verwechselt. Im Laufe eines Gesprächs, bei dem ich mich eigentlich aktiv beteiligen konnte, stockte ich, als ich das Wort „fju“ zu hören glaubte. Was könnte gemeint sein? Mein Gesprächspartner wiederholte das Wort mehrmals, auch ganz langsam. Nach mehreren Versuchen buchstabierte er es auch,

aber auch das überforderte mein Hörverständnis. Erst als er schließlich das fehlende Wort auf einen Zettel schrieb, erkannte ich, um welches einfache Wort es ging: „view“! Bei der mündlichen Kommunikation bin ich auf Töne und Silben angewiesen, deren Semantik ich entschlüsseln muss. Schriftlich steht mir die Morphologie, unterstützt durch die Orthografie, zur Verfügung.

Der Ton und die Musik – Phoneme und ihre Betonung

Die Aphasie kann dazu führen, dass ich die Inhalte von Äußerungen nicht sofort verstehe, expressive Betonungen missverstehe. Andererseits kann exakt das Gegenteil passieren, nämlich dass ich zwar den Inhalt verstehe, aber der leicht ironische Unterton nicht ankommt. Das passiert insbesondere dann, wenn an-

dere mir etwas weitergeben, was Dritte gesagt haben. Das hört sich dann meistens sehr neutral an, so dass ich lange Zeit den Inhalt für bare Münze nehme.

Kann man die Aphasie mit ihren eigenen Waffen besiegen?

Die Aphasie hat mir die Sprache weggenommen, ich hole sie mir Schritt für Schritt wieder zurück. Meine erste Herausforderung war das Verschicken von Kurznachrichten mit dem Handy. Sie kosteten mich zunächst viel Zeit, waren aber leider nicht verständlich. Ich lag im Jahr 2020 aufgrund des damals verhängten Lockdowns völlig isoliert in der Klinik. Telefonieren war mir nicht möglich, denn ein Tubus hinderte mich physisch am Sprechen. Dass ich ohnehin keine Sätze bilden konnte, war mir nicht klar. Um unsere eigenen Gedanken zu verstehen, reicht die Vorstellung völlig aus.

Kann man Behinderungen oder Einschränkungen überwinden?

Angeblich gibt es Menschen, deren Hände fehlen oder nicht beweglich sind, die mit dem Mund oder mit dem Fuß malen. Auch die Aphasie hindert mich nicht völlig am Schreiben oder am Sprechen, wenngleich mir viele Fehler unterlaufen. Damals in der Klinik dachte ich, die spannende Zeit im Koma möchte ich auf gar keinen Fall vergessen. Also schrieb ich alles auf – mit unglaublich vielen Fehlern! Es mag paradox sein, denn im Koma, so sagt man, träumt man nicht. Vielleicht reichten mir ja einige abgebrochene Aufwachversuche, um eine turbulente Zeit zu erleben. Aber wer weiß eigentlich so genau, was Menschen im Koma von ihrer Umgebung mitbekommen?

Martin Pistorius fiel als zwölfjähriger Junge ins Koma und verbrachte elf Jahre lang in diesem Zustand (Pistorius, 2012). Er galt als hirntot, was ihn nicht hinderte, in seinem Buch detailliert zu berichten, was er gesehen und gehört hatte. Die Eltern wollten ihn bis zuletzt pflegen, aber es gab auch Gespräche, die er besser nicht gehört hätte. Schlimm war für ihn die Situation, in der seine

Mutter sagte, sie wünsche sich, dass er sterben würde. Die Eltern stritten häufig, nicht zuletzt wegen des Zustands ihres Sohnes. Sowohl die Mutter wie auch der Sohn entwickelten dadurch erhebliche Schuldgefühle: „Mam schaute zu mir hoch. In ihren Augen standen Tränen. ‚Du musst sterben‘, sagte sie langsam und schaute mich dabei weiter an. ‚Du musst sterben.‘ (...) An diesem Tag hätte ich gerne getan, worum sie mich gebeten hatte. Ich hatte das Verlangen, von meinem Leben zu lassen, denn diese Worte zu hören war mehr, als ich aushalten konnte.“ (Pistorius, 2012, S. 84). Er lebt weiterhin – mit Einschränkungen. Für alltägliche Dinge wie das Laufen und das Sprechen benötigt er technische Unterstützung. Aber immerhin konnte er heiraten und sich als Webdesigner niederlassen.

Nach meiner eigenen Entlassung aus der stationären Behandlung wurden die Therapien ambulant fortgesetzt. Ich verfasste immer dann Essays, wenn ich das Gefühl hatte, einen Meilenstein erreicht zu haben. Nach etwas mehr als anderthalb Jahren entstand daraus ein Buch – ein Patchwork aus Artikeln unterschiedlicher Couleur (Grabowski, 2022). Eine paradoxe Idee, Gedichte über die Aphasie zu schreiben? Und welche Aphasikerin kommt schon auf die Idee, die eigenen Therapeutinnen

zu interviewen? Die Fragen zu stellen war kein Problem, aber die Antworten zu verstehen umso mehr!

Bin ich eigentlich immer noch Aphasikerin, oder habe ich es überwunden?

Die deutsche Sprache beherrsche ich inzwischen auf einem fortgeschrittenen Niveau. Bei Hörbüchern und beim Radiohören habe ich weiterhin große Probleme. Den Kreuzworträtseln, die mit dem Titel „Um die Ecke gedacht“ wöchentlich in der „Zeit“ erscheinen, hatte ich mich früher gerne gewidmet. Nun kann ich sie nicht mehr lösen. Seit mehr als zwei Jahren schreibe ich Artikel für Fachzeitschriften über Gehirnverletzungen und über die Sprache. Bei Fremdsprachen bin ich noch auf dem Niveau einer Anfängerin. Ich habe mir englische, französische und russische Abreißkalender gekauft. Außerdem benutze ich Fremdsprachen bei kurzen Handynachrichten. Mir fehlen Vokabeln, aber dank des Internets findet mein Mobilfon sie. Das Sprechen, das Schreiben und das Zuhören sind schwierige Übungen, aber sie helfen.

Kann man den Teufel mit dem Beelzebub vertreiben? Jein! Die Einschnitte durch die Aphasie sind zu groß und werden niemals vollständig verschwinden. Das Leben kann nicht mehr so werden wie es vorher war, selbst wenn wir AphasikerInnen eines Tages fehlerfrei sprechen und schreiben können und wenn wir alles Gehörte oder Gelesene spontan verstehen. Die Zeit mit der Aphasie und die Umstände, die uns dahin geführt haben, haben einen zu festen Platz in der Biografie besetzt. Um dem Teufel den Beelzebub auf den Hals zu hetzen, muss unser Gehirn auf uralte Inhalte zugreifen – Erfahrungen, an die wir uns kaum noch erinnern können. Dinge, bei denen wir im Alltag noch die Oberfläche, nämlich wenig beachtete Worthülsen, benutzen. Wenn wir aber versuchen, eine Aphasie zu besiegen, so werden nun Details der Sprachverwendung wichtig, über die wir früher hinweggegangen sind, mit denen wir uns aber jetzt konfrontieren müssen. Inhalte und Erinnerungen spielen bei der Wortbildung eine ebenso große Rolle wie

KURZBIOGRAFIE

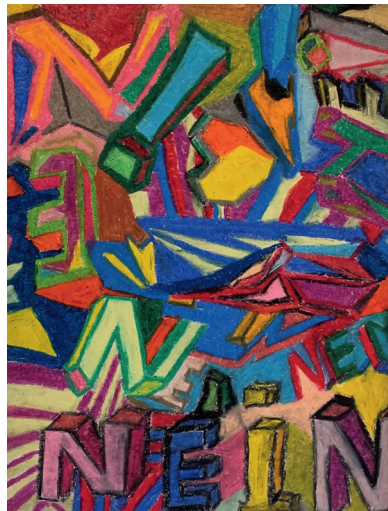
Martina Grabowski ist von der Ausbildung her Linguistin, Sozialarbeiterin, Qualitätsberaterin und Psychotherapeutin. Die Qualifikation zu einer „Fachfrau für Aphasie“ erwarb sie durch ein Schädelhirntrauma dritten Grades mit anschließender Aphasie. Bereits während der Rekonvaleszenz verfasste sie das Buch „Gehirn in Reparatur? Kreative Aphasie“, was sie einerseits als Therapie, andererseits aber auch als ihre Bachelorarbeit betrachtet. Anschließend begann sie, Artikel in Fachzeitschriften zu publizieren und Vorträge zum Thema zu halten.

Wortteile – Phoneme, Morpheme, Silben. All dies sind Bruchstücke von Wörtern. Mir haben einige ebenfalls betroffene Menschen gesagt, alle weiteren Erinnerungen seien ungetrübt vorhanden. Es fällt mir schwer, das nachzuvollziehen, denn bei mir ist es anders. In meinem Kopf bilden die vielen Elemente Komplexe. Oh ja, ich habe Komplexe. Mein Gehirn verknüpft gerne allerlei, die Gegenwart, die Zukunft, die ich mir vorstelle oder die ich befürchte und natürlich die Vergangenheit. Alles, was da ist, ist einmal geworden.

Nein? Oder vielleicht doch?

Sprache und Erinnerungen finden an völlig unerwarteten Stellen, in völlig unerwarteten Situationen wieder zueinander. Eindrücke finden einen Anker – durchaus im Sinne des Neurolinguistischen Programmierens –, von dem aus sie sich festhalten und weiterentwickeln. Unsere Wahrnehmungen verbinden sich zu Komplexen, teils zu festen, teils zu lockeren, die schnell wieder aufgelöst werden.

Ein Beispiel aus jüngerer Zeit: An einem Feiertag traf sich meine Familie zu einem Spieleabend. Lange Zeit beschäftigte uns das Kartenspiel „Das NEINHorn“ von Marc-Uwe Kling (Kling, 2021), übrigens eine Ergänzung zum gleichnamigen Kinderbuch (Kling & Henn, 2019). Als Aphasikerin bekam ich eine Weile den Inklusionsstatus, denn beim Zeitfaktor wurde mit mir sehr großzügig umgegangen. Mir kam eine Art positiver Diskriminierung zuteil, ich durfte etwas länger überlegen als die anderen. Das Spiel ist einfach. JedeR bekommt Karten, die umgekehrt auf dem Tisch liegen. Wer dran ist, legt die oberste Karte auf und zitiert spontan den Text der Figur. Die Titelfigur, das NEINHorn, sagt „Nein!“. Die KönigsDOCHter sagt: „Doch!“, der NAHUND sieht es gelassen: „Na und?“, der HÄHMster wundert sich: „Hä?“, der WASchbär fragt nach: „Was?“, und die WARUMmel möchte es genau wissen „Warum?“. Wenn eine Karte sich wiederholt, lenkt man mit dem Wort „Meinetwegen“ ein. Das ist die einfache Regel. Bereits damit kann man interessante Gespräche inszenieren. Für



Aus der Serie „Nein-Bilder“ von M. Grabowski

Profis kann es noch anspruchsvoller werden, bspw. indem man das KänguRUHE hinzunimmt, oder indem die Texte der ProtagonistInnen untereinander ausgetauscht werden. Meine Lieblingsfigur ist der NAHUND. Ich bin Aphasikerin, na und? Der Beitrag der nächsten Karte könnte heißen „meinetwegen“, oder auch „was?“ oder „häh?“. Ich könnte mir gut vorstellen, für unsereins anstelle von Wörtern Bewegungen einzuführen, z.B. den Kopf schütteln (nein), mit den Schultern zucken (na und), mit der Faust auf den Tisch schlagen (doch) oder sich an die Stirn fassen (häh)... Ein Beispiel aus meiner Biografie: Zum Tragen eines Helms beim Fahrradfahren hatte ich lange Zeit „Nein“ gesagt. Warum denn, ich kann doch wohl Fahrradfahren?! Mittlerweile sage ich „Meinetwegen“, wenngleich ich die Kopfbedeckung immer noch nicht mag. Es war schöner, als der Wind durch die Haare wehte.

Nein sagen kann befreien, aber bitte bewusst!

Und wieder hob mein innerer Förder-turm Erinnerungen aus der Vergangenheit hoch. Als ich vor mehr als 40 Jahren mein Studium als „Magistra Slavistica“ abgeschlossen hatte, war zunächst nicht klar, wie es im Leben weitergehen würde. Ich schulte um zur Fremdsprachen-Sekretärin und landete im Großraumbüro eines großen Konzerns, wo ich diktierete Geschäftsbriefe mit den Anreden „Messieurs“ oder „Dear Sirs“

schrrieb. Die Freizeit sollte unbedingt bunter werden, deshalb begann ich zu malen. Was mir klar war: Dass ich diese Arbeit nicht bis zu meinem sechzigsten Geburtstag – damals noch das Rentenalter für Frauen – fortsetzen wollte, aber gut zu heiraten und „Gattin“/Hausfrau zu werden, war keine Alternative. Um meine Perspektiven für mich selbst zu klären, malte ich Nein-Bilder. Eine Kohlezeichnung mit einer Frau, die „nein“ sagt. Ein Kater und ein Rabe bestätigen sie mit einem „nein“ in einer Sprechblase, und selbst der Schornstein ihres Hauses raucht „nein“. Oder eine Sekretärin, auf einem Seil, aus dem das Wort „eilig“ geschrieben ist. Dieses Wort stand immer auf Mappen mit Schreibaufträgen. In meinem Bild war das Wort „eilig“ an ein großes, goldenes „H“ geknüpft. Die eiligen Aufgaben waren heilig. Rückblickend habe ich erkannt, dass das Malen kein Thema mehr war, als ich einen neuen Arbeitsplatz bekommen hatte, zu dem ich „ja“ sagen konnte. Ich habe am Seminar für Slavistik der Justus-Liebig-Universität eine befristete Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin bekommen. Der Komplex aus „Arbeit als Schreibkraft“ und „Malen“ löste sich auf. Meine Kreativität floss in meine Dissertation. Übrigens habe ich erst in jüngster Zeit festgestellt, wie sehr die Arbeit mit meinem Doktorvater Prof. Herbert Jelitte (Jelitte, 1992) mir während meiner späteren Rekonvaleszenz half. Eines seiner Steckpferde war die Morphologie. Wortbildung spielte in seinen Seminaren eine große Rolle. Dank der Arbeit mit ihm habe ich gelernt, in der Dimension von Morphemen, von Stämmen, Affixen, Suffixen, Präfixen und Interfixen zu denken. Was könnte an meinem Satz falsch sein? Was hört sich merkwürdig an? An welcher Stelle könnte etwas fehlen oder auch zu viel sein? Vor meinem Unfall hatte ich diese Arbeit für reine Fleißarbeit gehalten. Es ist mehr, es ist eine Frage von Wahrnehmung und Sprachgebrauch, von Verstehen und Ausdrücken.

Vergessen? Lieber nicht!

Ich glaube, das Gehirn verliert nichts wirklich. Es kann allerdings passieren,

dass Inhalte verschüttet werden, so dass andere in den Vordergrund rücken. Bei mir war es die Linguistik, die ich Anfang der 1990er Jahre kaum noch benötigte. Nach meiner Promotion stand ich zum zweiten Mal als überqualifiziert ohne konkrete Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt. In einer Buchhandlung fand ich eine Postkarte mit einem Cartoon von Erich Rauschenberg, von dem ich mich sehr angesprochen fühlte. Auf dem Bild sitzt ein Mann mit schütterem Haar auf einem Sessel. Ihm gegenüber sitzt ein älteres Paar, schätzungsweise achtzig Jahre alt, offensichtlich die Eltern. In einer Sprechblase des Sohnes steht der Text: „Leider hat’s mit dem richtigen Job immer noch nicht geklappt, weil ich als ‚Dr. phil.‘ überqualifiziert bin. Deswegen müsst ihr mir noch ein paar Jahre Taschengeld geben.“ Die Karte steht immer noch in einem Rahmen auf meinem Schreibtisch. Tochter war für mich ebenso wenig ein wünschenswerter Beruf, wie Ehefrau.

Eine Zeitlang gab ich Deutschkurse für AussiedlerInnen. Später wurde ich bei der Verwaltung eines Landkreises als Sozialarbeiterin für Asylheime eingestellt. In diesem Bereich wurden zahlreiche MitarbeiterInnen eingestellt, die ein sprachorientiertes Studium abgeschlossen hatten, auch viele LehrerInnen. An der Frankfurter Fachhochschule gab es damals die Möglichkeit, nach fünf Jahren Praxis das Diplom „SozialarbeiterIn“ samt staatlicher Anerkennung nachzuholen. Anschließend galt ich auch für andere Tätigkeiten als fachlich qualifiziert. Da die Politik damals – ähnlich wie heute – bezüglich der Migration bestrebt war, die Zahlen zu reduzieren, wurde auch die Anzahl der Beschäftigten gesenkt. Ich erfüllte nun das Fachgebiet, was für mich bedeutete, dass ich in die Jugendhilfe versetzt wurde. Parallel dazu bildete ich mich weiter in den Bereichen Psychotherapie und Qualitätsentwicklung. Ausgerechnet mein Schädelhirntrauma und meine Aphasie qualifizierten mich zur Autorin und Referentin zum Thema.



Die Sekretärin – eilig ist heilig von M. Grabowski

Das Leben geht Umwege, die sich nachträglich als sehr hilfreich erweisen

Dinge, die wir scheinbar unterwegs verlieren, können jederzeit wieder auftauchen. Sie können nur völlig anders als damals aussehen. Auch eine Sprache, ein Dialekt oder eine Mundart kann nach vielen Jahren wieder oder gar erstmals benutzt werden. Ich habe durch meine Kontakte zu anderen AphasikerInnen Menschen kennengelernt, deren Erstsprachen zugunsten Fremd- oder Zweitsprache in den Hintergrund rückten. So z.B. einen Mann, der nach seinem Schlaganfall kaum noch seine deutsche Muttersprache verstand, stattdessen aber Französisch. Ein junger Mann, der zweisprachig erzogen wurde, beherrschte nach einem Aneurysma das Englisch seines Vaters besser als das Deutsch seiner Mutter, das er im Alltag deutlich mehr nutzte. Bekannt ist das Erlebnis des Sängers Wolfgang Niedecken. Nach seinem Schlaganfall konnte er nicht mehr hochdeutsch sprechen, das Kölsche machte ihm keine Probleme (General-Anzeiger, 2013). Das skurrilste Beispiel ist jedoch der 16jährige Reuben Nsemoh, ein amerikanischer Jugendlicher, der nach seinem Schädelhirntrauma nur noch das Spanische, das er nie zuvor gelernt hatte (Nielsen, 2016), konnte. Woher konnte sein Gehirn die unbekannte Fremdsprache? Man sagt nicht umsonst, „von nichts kommt nichts“. Es heißt aber, sein Bruder spreche diese Sprache fließend.

Ein Komplex kann sich auflösen, ein anderer kann aus alten oder neuen Elementen gebildet werden. Mein Schädelhirntrauma führte dazu, dass mein Gehirn uralte Inhalte ausgrub und neu verknüpfte. Ein riesiger Kasten voll mit Legosteinen, die man beliebig zusammenbauen kann, aber auch wieder zerlegen, wenn das Gebäude nicht mehr gebraucht wird. In ähnlicher Weise kann man Hypothesen aufstellen, man muss sich nur von ihnen verabschieden, wenn sie sich als nicht (mehr?) passend erweisen. Ein

großer Fehler ist es auf jeden Fall, voreilig zu sagen: „Ach, das ist doch so lange her, das weiß/kann ich nicht mehr!“ Stattdessen ist es hilfreich, sich die Situation und die Umstände vor Augen zu halten. Wann hatte ich es gelernt? In welchem Raum habe ich es gelernt, welche Person hat es mir vermittelt? Manchmal kehren die Erinnerungen nicht sofort zurück, aber gerade in Situationen, in denen wir uns mit etwas völlig anderem beschäftigen, fällt es uns unerwartet wieder ein. Bei mir sind es das Putzen und das Klavierspielen.

Literatur

- General-Anzeiger (2013). Nach seinem Schlaganfall: Niedecken fand Worte nur „op Kölsch“. 23.04.2013
- Grabowski, M. (1992). *Fachsprache und Funktionalstil, demonstriert am Beispiel russischer Fachtexte des Außenhandels*. Lang
- Grabowski, M. (2022). *Gehirn in Reparatur. Kreative Aphasie*. Book on Demand.
- Jelitte, H. (1992). *Die russischen Nomina abstracta des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts*. Lang
- Kling, M.-U., Henn, A. (2019) *Das NEINhorn*. Carlsen, Spiel (2021), Kosmos
- Nielsen, K. (2016) Georgia teen awakes from coma fluently speaking new language after concussion. *Global News* vom 22.10.2016
- Pistorius, M. (2012). *Als ich unsichtbar war. Die Welt aus Sicht eines Jungen, der 11 Jahre lang als hirntot galt*. Bastei-Lübbe



Autorin

Martina Grabowski
Talstraße 35, D- 35457 Lollar
martina.grabowski@hotmail.com